

tragen, Herr Peter Schöffler, denn jetzt nur selbst" — sie schob ihm das Blatt hin, auf dem sie sich eben im Schreiben geübt hatte — „wie gering noch die Fortschritte sind, die ich in Eurer edlen Kunst gemacht habe.“

Diese Aufrichtigkeit und dies zutrauliche Wesen, das er am wenigsten von Justens Tochter erwartet haben mochte, gefielen ihm und er stand nicht an, wie sie es wünschte, ihr sogleich einigen Unterricht zu geben, sowohl was die schönere Form der Buchstaben, als die bessere Haltung der Hand betraf. Sie war eine sehr gelehrige und aufmerksame Schülerin und dabet voll neckischer Einfälle, die ihn nicht wenig ergötzten, und die sie mit ihrer hellen Kinderstimme anmuthig genug vortrug.

Dann, als sie selbst genug geplaudert hatte, forderte sie ihn auf, ihr von Paris und dem dortigen Leben zu erzählen, das sie, wie sie sagte, um so mehr interessire, da ihr Vater, dessen Liebling zu sein sie offen eingestand, ihr versprochen habe, sie dahin mitzunehmen, wenn er selbst die Reise nach jener berühmten Stadt antreten würde.

Unter diesem und ähnlichem Geplauder war wohl eine Stunde und mehr Zeit verstrichen, als der Eintritt Herrn Johanns es unterbrach. Er sah — dieß bemerkte man an seiner Miene — nicht ohne einiges Erstaunen den jungen Schreiber ganz zutraulich neben seiner Tochter sitzen, und sich mit dieser unterhalten, als ob sie alte Bekannte wären; Dyna — so nannte er sie, wenn er besonders zärtlich gegen sie war — aber sprang gleich bei seinem Eintritte von ihrem Sessel auf, eilte ihm entgegen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn an den Tisch, um ihm die schöner geformten Buchstaben zu zeigen, die sie unter der Leitung ihres neuen Lehrers bereits gemacht hatte und dies verwischte augenblicklich den Schatten von Unmuth, der sich zu Anfang auf seiner etwas gerunzelten Stirne gezeigt hatte.

„Ich habe gleich mit dem Unterrichte angefangen, Väterchen,“ schmeichelte Dyna, „denn schon zu lange habe ich mich darnach gesehnt, von diesem geschickten Manne einige Anweisung in seiner Kunst zu erhalten, die mir schöner erscheint, als jede andere.“

„Du bist noch immer ein ungeduldiges, ungestümes Kind!“ schalt der Vater, aber ohne Zorn; denn diesen vermochte er gegen seinen Liebling nicht zu äußern. „Sie wird Euch, Herr Schreiber“, wandte er sich an diesen, „schon genug vorgeplaudert haben, sie ist geschwätzig wie eine Gfiter und trägt stets das Herz auf der Zunge.“

„Möchtet Ihr denn, Vater,“ fragte Dyna, „daß ich auch stets so still und traurig und schweigsam wäre, wie mein armer Bruder Johann, der ganze Tage dasthet, ohne ein Wort zu sprechen?“

Der Vater biß sich auf die Lippen und die Frage Christinens schien ihn unangenehm zu berühren; dann sagte er nach einer Pause:

„Dein Bruder hat sich dem geistlichen Stande gewidmet und da schickt sich ein stilles, schweigsames und abgemessenes Wesen gar wohl für ihn.“

„O, ich hatte ihn doch lieber, als er noch lustig und geschwätzig war, wie ich's bin, Vater, und das ist so lange noch nicht her, etwa ein Jahr, länger gewiß nicht. Seitdem er den Priesterrock angezogen hat, der ihm noch dazu

gar schlecht steht, ist er ein trauriger Gast geworden, ein gar trauriger!“

„Deine Mutter verlangt nach Dir, Christine“, setzte Herr Just, dem sichtbar daran gelegen war, das ihm unangenehme Gespräch zu beenden und Christine entfernte sich, indem sie ihren neuen Bekannten freundlich beim Abschiede begrüßte.

Herr Johann hieß jetzt dem Schreiber, an dem Tische wieder Platz zu nehmen und ging selbst an einen großen, stark gebräunten Schrank von Eichenholz, dessen Thüren reich mit Schnitzwerk verziert waren, öffnete ihn und nahm ein ziemlich starkes Paquet Pergamentblätter daraus hervor, die er vor dem jungen Manne ausbreitete. Dieser staunte nicht wenig, als er auf allen diesen Blättern Dasselbe geschrieben fand, und zwar mit so ganz gleicher Handschrift, daß auch nicht ein einziger Buchstabe, ja nicht ein einziger Schriftzug anders wie der andere ausgefallen war, was ihm, dem Kenner, sogleich in die Augen fallen mußte.

„Dieß sind die Blätter,“ sagte Herr Johann, ohne das Erstaunen des Schreibers bemerken zu wollen, „die ich von Eurer geschickten Hand gern mit eben so schönen Initialbuchstaben verziert sehen möchte, wie man sie auf Euren Schriften erblickt. Ich gestehe Euch, daß ich mit diesen Schriften einen Handel zu treiben gedenke und zwar einen einträglichen, denn sie enthalten Auszüge aus der Grammatik und sind sehr gesucht. Nun möchte ich zu dem Nützlichen auch noch das Schöne hinzugefügt sehen, und dieses letztere vermögt Ihr allein diesem Kunstprodukt durch Eure Feder und Euren Pinsel zu verleihen.“

Schöffler war beim Anblicke dieser Blätter völlig verstummt, nicht wegen der Schönheit der Schrift, die manche Mängel aufzuweisen hatte, sondern weil sein scharfer, schnell begreifender Geist bereits die Wahrheit zu ahnen begann, nämlich, daß das, was er vor sich sähe, nimmermehr das Produkt der Feder, sondern einer andern Kunst, als der des Schreibens, wäre — welcher aber, wußte er sich noch nicht zu sagen.

Johann Just seinerseits beobachtete den Versummenenden mit jener ängstlichen Spannung, die allemal der fühlt, welcher sich nahe daran sieht, ein Geheimniß errathen zu sehen, das er um jeden Preis bewahrt sehen möchte; dann, als der Schreiber noch immer schwieg, sagte er mit einem besondern Ausdruck der Stimme:

„Nun?“

Der Schreiber fuhr aus seinem Nachdenken auf und antwortete ihm:

„Das, was ich vor mir sehe, ist nicht geschrieben, kann es nicht sein.“

„Und was wäre es dann?“ fragte Just rasch und ihn mit durchdringenden Blicken ansehend.

„Es ist ein Kunstwerk, von dem ich zur Stunde noch nicht zu sagen weiß, auf welche Weise es entstand,“ war Peter Schöfflers Antwort.

„So? meint Ihr das? Ihr habt mit dem Junker Gutenberg gesprochen?“ fragte Just und sah ihn mit einem unendlich falschen, lauernden Blicke an.

„Ich komme so eben von ihm,“ war des Schreibers offene Antwort.